

# Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Ingrid Schmitz - Tortillas, Tapas und Toxine](#)

[Lilo Beil - Die Pilgerreise](#)

[Rezept: Tarta des Santiago](#)

[Raoul Biltgen - Rompeculos](#)

[Rezept: Puchero Andaluz](#)

[Rezept: Croquetas de Puchero](#)

[Astrid della Giustina - Tamborrada](#)

[Rezept: El bacalao vasco](#)

[Marcus Imbsweiler - Die Aale der Albufera](#)

[Rezept: Arròs melós d'all i pebre](#)

[Tatjana Kruse - "Sardine Kebratten" heute leider aus](#)

[Rezept: Gebratene Sardinen](#)

[Jens Luckwaldt - Der Raub des El Dorado](#)

[Rezept: Turrón](#)

[Henrike Madest - Der Ziegenbaron](#)

[Rezept: Ziegeneintopf](#)

[Heidi Moor-Blank - Pinchos de Pollo](#)

[Rezept: Spanische Spieße](#)

[Renate Müller-Piper - Besuch von Bubo](#)

[Rezept: Party-Gambas](#)

[Heinrich-Stefan Noelke - iPan iVino](#)

[Rezept: Merluza en Hojaldre](#)

[Irene Rodrian - Die Knochenhand](#)

[Rezept: Brandada de bacalao](#)

[Niklaus Schmid - Das Formentera-Schwein](#)

[Rezept: Graixonera](#)

[Ingrid Schmitz - All inclusive](#)

[Rezept: Kaktussalat](#)

[Gesine Schulz - Spanien sehen - und sterben?](#)

[Rezept: Caldereta de Cordero Manchega](#)

[Inge Stender - Eiszeit](#)

[Rezept: Silvester-Menü](#)

[Klaus Stickelbroeck - Malheur auf Mallorca](#)

[Rezept: Kaninchen mit Zwiebeln](#)

[Vita der Autoren](#)

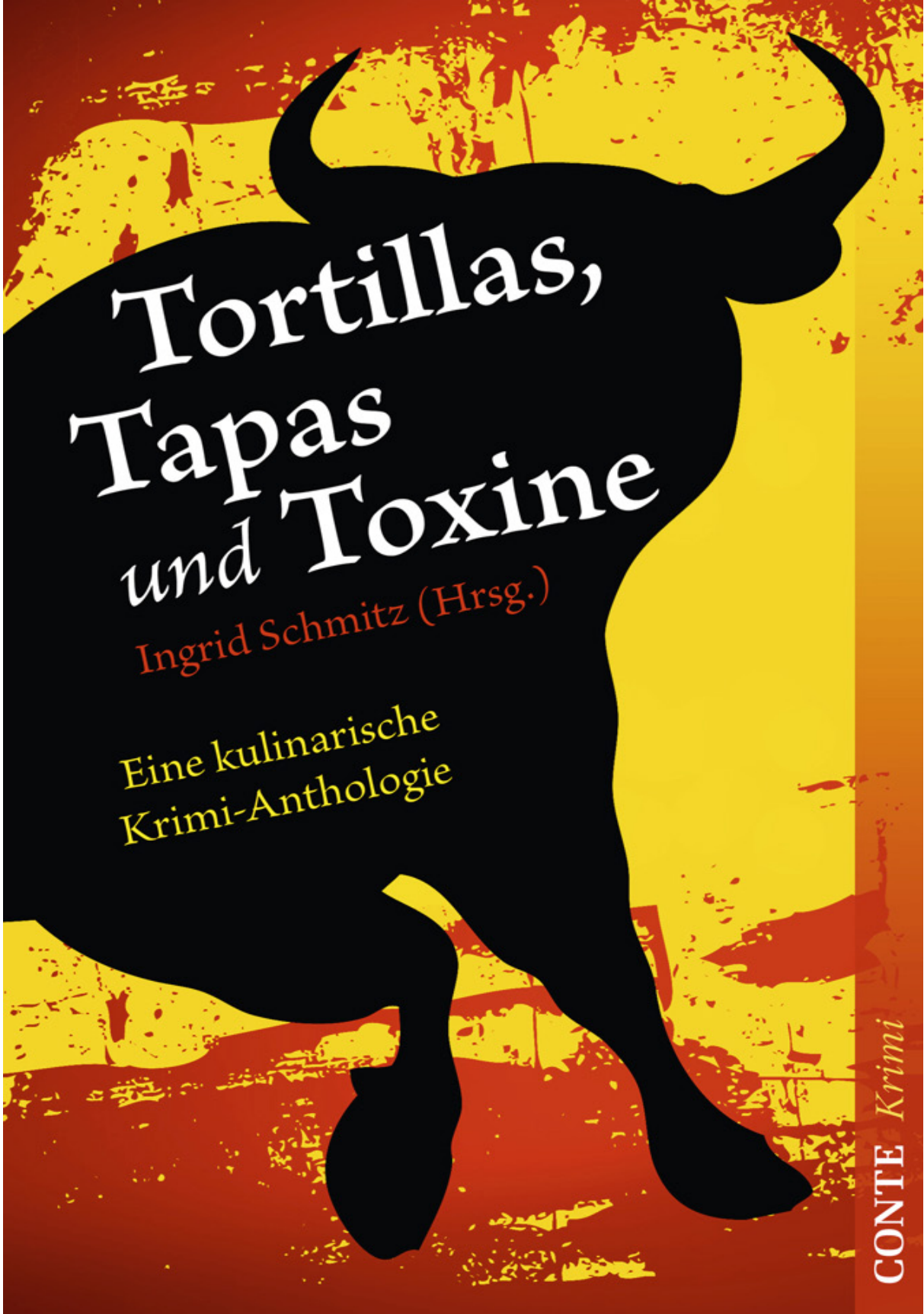
[Alle Rezepte](#)

[Impressum](#)

[Buchtipp: MMM](#)

[Buchtipp: PPP](#)

[Buchtipp: TTT](#)



# Tortillas, Tapas und Toxine

Ingrid Schmitz (Hrsg.)

Eine kulinarische  
Krimi-Anthologie

CONTE *Krimi*

# **Tortillas, Tapas und Toxine**

Ingrid Schmitz (Hrsg.)

**CONTE** *verlag*

## *Lilo Beil*

# **Die Pilgerreise**

Stella schaute hinaus auf das Touristengewimmel in der Rúa do Vilar. Sie schloss die Augen und zog genüsslich den Duft des köstlichen Kaffees ein, ließ den Geschmack der Mandeltorte langsam auf der Zunge zergehen. Nirgends schmeckt die Tarta de Santiago besser als im *Café Casino*, hatte ihr eine Mitreisende im Hotel gesagt, und obwohl sie keine Vergleichsmöglichkeit hatte, da dies ihr erstes und einziges Stück Mandeltorte war, das sie seit ihrer Ankunft in der galizischen Hauptstadt zu sich nahm, konnte sie sich eine bessere Version dieser spanischen Spezialität nicht vorstellen.

Stella musterte eingehend den Raum, der eine teils mondäne, teils nostalgische Atmosphäre besaß, mit einem Hauch jener Morbidität, die ihr immer schon angenehme Schauer über den Rücken gejagt hatte: in den Wiener Kaffeehäusern, den Prager Cafés, den Pariser Bistros.

Eigentlich wollte Stella dankend ablehnen, als ihr Tante Agnes plötzlich und unerwartet anbot, ihr diese Reise zu schenken.

»Eine Pilgerreise«, hatte die Tante mysteriös lächelnd gesagt.

Ausgerechnet eine Pilgerreise für sie, die Lieblingsnichte, die alles andere als fromm war und die sich schon mehr als einmal mokiert hatte über diesen Fimmel vieler Zeitgenossen, den Schrein des Heiligen Jakob zu besuchen und sich dadurch spirituelle Erbauung oder vielleicht ein Plätzchen im Himmel zu ergattern. Ausgerechnet nach Spanien sollte sie reisen, in das Land der Machos und der

Tierfeinde, welche das bestialische Abschlachten von Stieren ritualisierten und dieses wüste Treiben gar als »Weltkulturerbe« absegnen lassen wollten.

Ausgerechnet nach Spanien, in das ach so christliche Land, wo streunende, elende Katzen und Hunde das Straßenbild prägten, wollte die Tante sie schicken, die selbst extrem tierliebend war. Unmissverständlich hatte sie vor einiger Zeit ihrer Nichte eröffnet, dass ihr nicht unbeträchtliches Vermögen zur Hälfte an Tierschutzorganisationen wie *Pro Animale*, *Peta*, das Heidelberger Tierheim und den Straßenkatzenverein gehen würde und die andere Hälfte an sie, die Lieblingsnichte.

»Für dich bleibt noch ein ganzer Batzen übrig«, hatte Tante Agnes gelächelt. »Es ist genug da für dich und für die armen Tiere. Du hast ja deine Pension und musst nicht am Hungertuch nagen.«

Wenn schon eine Pilgerreise, warum dann nicht nach Italien, am liebsten nach Assisi zu dem Heiligen Franziskus, der alle Tiere liebte und sie nicht ausschloss aus der Schöpfung wie offensichtlich viele, die sich Christen nannten. Assisi, das übrigens die Partnerstadt von Santiago de Compostela war, hätte sie gerne kennengelernt. Aber nein, Tante Agnes musste ihr groteskerweise diese Spanienreise schenken.

Der wundervolle Geschmack von Mandeln auf Stellas Zunge verlor sich. Sie stach sich ein weiteres Stück von der köstlichen Torte ab und diesmal erwischte sie einen Teil des Jakobskreuzes, das als Emblem, mit Puderzucker bestäubt, die Tarta de Compostela zierte. Genau genommen war es die Spitze des Jakobskreuzes. Sie schmeckte das Bittermandelöl und den Puderzucker heraus, nahm einen kräftigen Schluck Kaffee dazu. Über ihren Träumereien war der Kaffee etwas abgekühlt.

»Genieße deine Reise, Kind«, hatte Tante Agnes gesagt. »Für eine uralte Frau wie mich ist das Herumreisen in der Weltgeschichte eh tabu. Alles viel zu anstrengend und

außerdem: Ich war immer schon der Ansicht, dass alte Schachteln besser zuhause bleiben sollten als die Gegend unsicher zu machen.« Und sie hatte ihr ganz spezielles Tante-Agnes-Lachen angestimmt, tief und herzlich. Es hatte gar keinen Zweck, der resoluten Tante zu widersprechen, und so ergab sich Stella, die selbst kein Frühlingskükken mehr war, in ihr Schicksal. Sie reiste nach Santiago de Compostela, der Tante zuliebe.

»Weißt du eigentlich, dass du deinen Namen mir verdankst? Stella: So hab ich dich als deine Taufpatin damals genannt, weil der Name *Stern* bedeutet und in dem Ortsnamen Santiago de Compostela vorkommt. Compostela, das kommt vom Lateinischen *campus stellae*, also Sternenfeld. Und ich habe als junges Mädchen immer davon geträumt, mal nach Santiago de Compostela zu reisen. Und meine Tochter wollte ich Stella nennen. Nun ja, es ist weder zu der Reise noch zu der Tochter gekommen.«

Letzteres sagte Tante Agnes mit einem wehmütigen Seufzer. Ob es ein Geheimnis um Tante Agnes gab? Eine Romanze mit einem Spanier, einem leidenschaftlichen Galizier? Eine unglückliche Liebe?

»Und vergiss mir nicht, eine Tarta de Santiago zu essen, wenn du angekommen bist«, hatte die Tante noch hinzugefügt. »Diese Torte, einfach himmlisch, habe ich als ganz junges Mädchen einmal vorgesetzt bekommen.«

War der Unbekannte im Vorleben der Tante etwa ein feuriger Konditor aus Santiago gewesen?

Stella musste unwillkürlich lachen bei dem Gedanken, dass ein leidenschaftlicher Spanier, eine Mandeltorte balancierend, vor Tante Agnes kniete und so das stolze Mädchen zu erobern trachtete. Die dicke Frau am Nebentisch schaute tadelnd zu der einsamen Frau hinüber, die träumerisch in ihrer Kaffeetasse rührte und laut lachte.

Hör auf zu träumen, sagte sich Stella. Guck dich doch lieber ein bisschen um. Du bist hier immerhin in einem der berühmtesten Cafés auf der ganzen iberischen Halbinsel.

Und morgen wirst du abreisen und höchstwahrscheinlich wirst du nie mehr im Leben hier an diesen Ort kommen, eine Tarta de Santiago vor dir, um dich herum viele Menschen aus der ganzen Welt. Es schwirrte in vielen Sprachen. Der Geräuschpegel war nicht gerade niedrig. Oje, dachte Stella leicht verärgert. Natürlich hört man von allen Sprachen das Deutsche am lautesten heraus. Seinen Landsleuten kann man wohl nirgends auf der Welt entgehen. Eine Männerstimme, unüberhörbar, lachte laut schallend. Das Lachen wurde von einem klatschenden Geräusch begleitet, als ob sich jemand auf die Schenkel klopfen würde.

Die Stimme sprach den breiten südpfälzischen Dialekt ihrer Kindheit, der normalerweise nostalgische, heimelige Gefühle in ihr weckte, da sie in der Südpfalz aufgewachsen war und liebe Menschen ihn gesprochen hatten. Es war früher auch ihr eigener Dialekt gewesen, der sich später aber verlor in ihrer rechtsrheinischen Wahlheimat Heidelberg.

Diese Männerstimme aber im Café Casino löste keine angenehme Wehmutsstimmung in ihr aus. Im Gegenteil: Stella schauderte und bekam unwillkürlich eine Gänsehaut beim Klang dieser Männerstimme, die aufdringlich alle andern Stimmen im Café übertönte.

Stella reckte etwas den Hals, um den Verursacher der lauten Töne auszumachen. Der Mann saß, hinter der dicken Frau am Nachbartisch verborgen, am übernächsten Tisch.

Stella erstarrte, als sie das Profil des Mannes sah.

Menschengesichter hatten sich ihrem Gedächtnis schon immer eingeprägt, unauslöschlich, und auch nach vielen Jahren erkannte sie, die pensionierte Lehrerin, auf offener Straße oder im Supermarkt ehemalige Schülerinnen und Schüler, obgleich aus den damaligen Teenagern mittlerweile Erwachsene geworden waren. Wenn dann eine schicke Mutti mit Kleinkind, ein behäbiger Geschäftsmann oder eine dynamische Bankkauffrau in Nadelstreifen sie

ansprachen, weil sie in ihnen das einstige Pummelchen, den gertenschlanken Abiturienten oder das schüchterne Mädchen aus dem Englisch-Leistungskurs wiedererkannte, hieß es meist erstaunt: »Was, Sie kennen mich noch nach all den vielen Jahren?«

Stella löste sich aus ihrer Erstarrung. Ob sie sich täuschte? Nein, dieser Mann dort drüben war unverkennbar Wolfram Proksch. Doch dies war kein ehemaliger Schüler. Der prahlerische Mann, zwei Tische von ihr entfernt, war ein ehemaliger Kommilitone.

Wolfram Proksch, ja, es gab keinen Zweifel. Einige nannten ihn hinter vorgehaltener Hand Wolfram Protz. *Nomen est Omen.*

Wie wenig sich Menschen doch verändern in ihrem Verhalten, in ihrer Ausstrahlung, sei sie positiv oder negativ, dachte Stella. Fülliger war er geworden, der laute Mann dort drüben, das damals dichte Haar war gelichtet, ergraut. Sie neigen doch alle zum Embonpoint, diese selbsternannten Latin Lover-Typen, ging es ihr durch den Kopf. Als Latin Lover hatte er sich damals selbst bezeichnet, mit dem Kamm eitel das schwarze, gelockte Haar striegelnd. Ein Tick von mehreren. Die Szenerie des Café Casino verschwand hinter jener anderen Kulisse aus dem Jahr 1969.

Summer of sixty-nine.

Stella war 22 Jahre alt, eine hübsche, introvertierte Anglistikstudentin, und sie hatte dem Drängen einer Kommilitonin, Gabriele Klein, nachgegeben und war in den Semesterferien mit einer Studentengruppe nach Spanien gefahren.

»Da ist jemand ausgefallen und so billig wie mit dem *Asta* kommst du nie mehr an die Costa Brava. Komm doch mit«, drängelte Gabriele.

Viel lieber wäre Stella nach England gefahren, vorzugsweise nach Dorset, um da vor Ort ihre Arbeit über Thomas Hardy fürs Herbstsemester vorzubereiten.



Stonehenge hätte sie gerne besucht, wo der Schluss von *Tess of the D'Urbervilles* spielte, ihrem Lieblingsroman. Oder sie wäre gerne nach Paris und zum Grab von Oscar Wilde auf dem Père Lachaise gepilgert. Stattdessen gab sie dann endlich Gabrieles Drängen nach und meldete sich für die Reise nach Playa de Aro an.

Geistesabwesend, wie in Trance, nahm Stella den letzten Schluck ihres inzwischen erkalteten Kaffees, aß ein Stück von der Tarta de Santiago.

Die Reisegruppe bestand aus etwa zwölf Mädchen und Jungs, alles Heidelberger Studenten, die ein Ferienhäuschen gemietet hatten.

Wolfram Proksch, wie durch ein ungeschriebenes Gesetz, erhob sich bald zum Platzhirsch, zum absoluten Herrscher über diese Gruppe, die tagsüber am Strand von Playa de Aro herumlungerte und sich in der prallen Sonne aalte, bis die Haut zu platzen schien.

Die jungen Urlauber sahen nach wenigen Tagen aus wie gekochte Hummer. Drei Gruppenmitglieder mussten wegen schweren Sonnenbrands ärztlich versorgt werden.

Die Nächte waren lang und schwül, es wurde Sangria getrunken bis zum Umfallen und wer nicht mitmachte, der wurde gnadenlos ausgelacht, ausgegrenzt.

»Trübe Tasse.«

Wolfram Proksch erfand dieses Schimpfwort für Stella. Trübe Tassen waren auch diejenigen, die sich weigerten, am damals modischen Gruppensex teilzunehmen. Keiner wollte als verklemmt gelten, so fügten sich alle. Stella schlich sich dann heimlich aus dem Ferienhaus, lief zu ihrer Lieblingsstelle am Strand hinunter, hörte dem Schlagen der Wellen zu.

Eine trübe Tasse war auch, wer Mitleid mit einem armen streunenden Hund hatte, der, vom Hunger getrieben, die überquellenden, stinkenden Mülltonnen nach Essensresten durchwühlte.

Stella kaufte Hundefutter in der Bodega der hässlichen Feriensiedlung für die herrenlosen Tiere, fütterte sie täglich. Wolfram Proksch kriegte sich nicht mehr ein, als er Stella mit den Hundeleckerlis sah, er deutete auf Stella, machte sie zum Gespött.

»Unsere trübe Tasse will die Welt verbessern: Köter füttern in Spanien.«

Stella nannte einen der Hunde »George« nach ihrem Lieblings-Beatle, George Harrison. Der hatte den gleichen scheuen, melancholischen Blick wie der Streuner mit dem struppigen honigfarbenen Fell. Eines Tages, es war zwei Tage vor der Abreise, rief Wolfram Proksch beim Abendessen in die Runde: »So, ich hab eine Überraschung für euch, Amigos.«

Es war eins von etwa zehn spanischen Wörtern, die er kannte, und dieses eine benutzte er oft und bis zum Erbrechen. Er benutzte nur die männliche Form, denn die Mädchen zählten für ihn eh nicht und galten nur als dekorative Staffage und »Schlafkätzchen«.

Die »Amigos« hielten im Kauen inne, spitzten die Ohren, schauten gebannt auf ihren Anführer.

Stella hielt den Kopf gesenkt, verschluckte sich fast an ihrem Stück Paella.

»Vamos, vamos«, rief Proksch. »Was meint Ihr, Amigos, wohin gehen wir?«

»A la playa«, antwortete Karl Kaufmann, genannt Carlos, der beste Kumpel des Platzhirschs.

»Nää, Carlos, viel besser. Viel, viel besser.«

Proksch zog aus der Tasche seiner Shorts einen etwas verknitterten roten Umschlag.

»Karten hab ich da drin. Tickets. Seht Ihr das Rot vom Umschlag? So rot sieht auch morgen der Stier in der Arena in Barcelona und wir sind mit dabei. Auf nach Barcelona, zur Corrida.«

Stella überlief es heiß und kalt. Zu einer Corrida zwang er die Gruppe, der Unmensch.

Sie hatte mit Widerwillen *The Sun also Rises* gelesen, die Pflichtlektüre für alle Anglistikstudenten der Uni Heidelberg, und Hemingway, dessen Kurzgeschichten sie zum Teil toll fand, war ihr seitdem verhasst. Die Stierkampfszenen in seinem Roman waren einfach ekelhaft.

Stella nahm ihren ganzen Mut zusammen.

»Zur Corrida geh ich nicht. Ich will nicht zum Stierkampf. Niemals«, sagte sie.

»Ha, die trübe Tasse, das war ja klar. Naja, dann verkauf ich deine Karte morgen. Ich hätte es mir ja schon denken können, dass du kneifst, du Langweilerin. Kannst ja hierbleiben und mit deinem Köter schmusen.«

Er lachte fett, und einige in der Runde lachten gequält mit. Gabriele schaute Stella über den Tisch weg ein wenig mitleidig an, schwieg aber. Gegen Proksch kam niemand an.

»Die Tickets waren nicht billig, aber das ist Euch der Spaß ja bestimmt wert. Ich hab das Geld vorgestreckt, Ihr könnt mir daheim die Moneten auf mein Konto überweisen.«

Er steckte den roten Umschlag zurück in die Hosentasche seiner Shorts.

Am nächsten Morgen stiegen alle in den Kleinbus, den Proksch bestellt hatte, um nach Barcelona zu fahren. Er saß am Steuer.

Als Stella einstieg, musterte er sie erstaunt, ja fast erschrocken von oben bis unten.

»Was, du hast doch nicht etwa deine Meinung gewechselt?«

Irgendwie schien es ihm nicht in den Kram zu passen, dass sie mitfuhr.

»Ich schau mir die Santa Maria im Hafen an und die Kirche von Gaudi.«

Proksch reagierte erleichtert mit einem für ihn typischen Scherz: »Gaudi, Gaudi, was für eine Gaudi ist das? Wir

haben eine andere Gaudi, gell, Amigos?«

Er suchte etwas in der Handschuhablage.

»He, der Umschlag mit den Tickets ist weg«, rief er. »Den hab ich vorhin reingetan.«

Er drehte sich zu Stella um. »Das warst du, ist doch klar, du hast die Tickets geklaut. Verbrannt, ins Meer geschmissen, was weiß ich.«

Alle waren entrüstet. Proksch hatte recht. Die trübe Tasse war eine Spielverderberin.

Und nun noch eine Diebin.

Alle Unschuldsbeteuerungen Stellas nützten nichts.

Die Gruppe stieg verärgert aus, Carlos gab Stella einen bösen Knuff.

»Und das Geld für die Tickets krieg ich von dir zurück. Das sind 600 Mark.«

Wolfram Proksch, kein bisschen verärgert wegen der ausgefallenen Corrida, sondern eher mit sich und der Welt zufrieden, wandte sich seinen Gefolgsleuten zu.

»Dann gehen wir halt zum Strand«, sagte Proksch.

»Vamos a la playa, Amigos.«

Stella rief er zu: »Und du bleibst hier, du putzt die Zimmer. Wir müssen ja morgen früh abreisen, und da muss alles blinken. Strafe muss sein.«

Alle fanden die Idee gut. Gabriele schaute Stella durch den Vorhang ihrer blonden langen Ponyfransen von der Seite an, biss sich verlegen auf die Lippen. Sie schämte sich, folgte dann aber den andern nach.

Als alle gegangen waren, machte sich Stella, das Aschenputtel, an die Arbeit. Es war eine Menge zu putzen, denn fast alle in der Gruppe waren chaotisch und faul und hatten während der ganzen Zeit kaum einen Finger gerührt, um Ordnung zu halten.

Als Stella den Mülleimer im Zimmer von Wolfram Proksch leerte, fiel ihr ein roter Umschlag auf. Es war *der* rote Umschlag. Sie öffnete ihn. Da waren die Tickets, von Proksch selbstgebastelt, Blankotickets. Fakes.

Am Abend, als die Gruppe schlapp und krebsrot vom Sonnenbaden heimkam, ließ Stella den Ballon steigen. Sie präsentierte den roten Umschlag mit den Blankotickets.

»Ha, das hast du so arrangiert, um mich bloßzustellen«, schrie Proksch Stella.

»Wer beweist, dass nicht *Du* diesen Umschlag mit getürkten Tickets zurecht geschnippelt hast?«

Er blickte Beifall heischend in die Runde, doch irgendwie schauten alle nach unten, außer Carlos, der dem Kumpel ermunternd auf die Schulter klopfte, obwohl die inszenierte Schmierenkomödie des Freundes offensichtlich aufgefliegen war.

Die geplante »letzte Sause mit Sangria und Paella« platzte, denn nach und nach verließen alle den Raum, ohne den Platzhirsch anzusehen, und gingen in ihre Zimmer.

Stella ging zum Strand hinunter. Sie merkte nicht, dass ihr jemand folgte. Als sie sich an ihrem Lieblingsplatz niederlassen wollte, wurde sie plötzlich brutal von hinten gepackt und zu Boden gerissen. Eine keuchende Stimme hechelte: »Krieg ich dich endlich, trübe Tasse. Jetzt kannst du dich nicht mehr drücken.«

Wolfram Proksch hielt der schreienden Stella den Mund zu, lag schwer über ihr. Plötzlich vernahm man ein Knurren, einen Laut wie vom Zupschnappen eines Tiermauls. Proksch stieß einen Fluch aus, gab einen Schmerzensschrei von sich.

»Verdammtes Biest.«

Er stolperte davon, in Todesangst.

Stella rief: »George, George, braver Hund, komm zurück.«

Der Streuner legte sich neben das schluchzende Mädchen, leckte ihm die zitternden Hände. Stella tastete nach ihrem Hals, der wie zugeschnürt war vom brutalen Zugriff des Vergewaltigers.

Stella, begleitet von George, ging langsam den sandigen Pfad entlang, der zur Terrasse des Ferienhauses führte.

Stella sah Wolfram Proksch nie wieder. Es hieß, er habe die Uni gewechselt, er sei in Berlin. Auch Gabriele Klein verschwand sang- und klanglos aus Heidelberg.

Das *Café Casino* nahm wieder Konturen an.

Die laute Stimme des Deutschen am übernächsten Tisch bramarbasierte weiter. Offenbar wollte er seine Begleiterin beeindrucken. Oder war dies gar ein Streit? Die Frau, eine Blonde mit Hochfrisur und matronenhafter Figur, saß mit dem Rücken zu Stella.

In Stellas Kopf purzelten merkwürdige Gedanken durcheinander.

Sie hatte in den Semesterferien als Studentin manchmal in einer Heidelberger Apotheke ausgeholfen, und eine Szene aus jener Zeit kam ihr nun in den Sinn. Ihr Chef, der nette Heinrich Ottmann, hatte einmal scherzend gesagt: »Also, wenn ich mal jemanden umbringen würde, dann würde ich ihm oder ihr Zyankali verabreichen. Zyankali ist nicht geschmacksneutral, denn es riecht und schmeckt nach bitteren Mandeln. 300-400 Milligramm pro Mensch sind tödlich: Tod durch inneres Ersticken durch Hemmung der zellulären Atmungskette im Komplex IV. Also natürlich ist es analytisch leicht nachzuweisen anhand der klinischen Symptomatik, aber ... da fiele mir im Fall der Fälle noch was ein. In einem Mandelkuchen verabreicht könnte das der perfekte Mord sein.«

Sie hatten damals beide sehr über dieses Gedankenspiel gelacht.

Der alte Groll, der unterdrückte und vergessene Hass auf diesen Menschen dort drüben am übernächsten Tisch flammte auf, ließ in Stella den Wunsch nach später Rache aufkommen.

Sie aß ihr letztes Stückchen der Tarta de Santiago.

Rache? Ein frommer Gedanke war das nicht, er passte nicht zu einer Pilgerreise.

Der laute Deutsche rief die Bedienung herbei.

»I want to pay«, hörte Stella ihn rufen. Er konnte immer noch kein Spanisch.

Stella faltete ihre Serviette zusammen, die mit dem Motiv der Jakobsmuschel bedruckt war.

Diesem Muschelmotiv begegnete man in dieser Stadt überall, es gab kein Entrinnen.

Der Geschmack von Bittermandelöl und Mandeln lag immer noch auf Stellas Zunge. Vor allem der von Bittermandelöl.

Wie Proksch die Bedienung anglotzte, begierig und lauernd. Die Begleiterin lachte kurz und nervös auf.

Das gurrende Lachen kam Stella bekannt vor. Das Paar stand auf. Die Begleiterin von Wolfram Proksch war nun im Profil zu sehen. Es war Gabriele Klein. Trotz des Doppelkinns und der matronenhaften, gedrungenen Gestalt erkannte Stella in ihr die einstige Kommilitonin wieder.

Waren die beiden ein Ehepaar? Waren sie sich etwa zufällig hier begegnet? Es gab solche Zufälle im Leben.

Die beiden schlenderten dem Ausgang zu, Stella winkte der Bedienung und bezahlte. Sie folgte dem Paar, unerkannt, hinaus in die Rúa do Vilar durch die Gassen der Altstadt. Wie im Traum stand sie plötzlich vor der Kathedrale. Bedrohlicher als zuvor erschien ihr der monumentale Barockbau. In der Rúa do Franco hätte Stella im Menschengewühl das Paar beinahe aus den Augen verloren.

Doch die laute Stimme des Deutschen zeigte ihr den Weg. Vor einem Restaurant, das galizische Spezialitäten anbot, blieben sie stehen, lasen die Speisen auf der Schiefertafel: *vieira, pulpo cocido, tapas del mar*. Dann verschwanden die beiden, eng umschlungen, in einem Hotel. Das Hotel war das Hostal dos Reis Catolicos, das luxuriöse Hotel Parador.

Stella blieb wie in Trance vor der Prachtfassade stehen, sah sich hineingehen, an der Rezeption ein hübsches, mit Schleifen versehenes Päckchen abgeben für »Mister« Proksch. In dem Päckchen befände sich eine von Stella

liebevoll selbst gebackene, mit 300-400 Milligramm eines besonderen Pulvers versehene Tarta de Santiago. Auf dem Zettel, am Päckchen befestigt, würde zu lesen sein: *Von einer heimlichen Verehrerin.*

Die Glocken der Kathedrale begannen zu läuten und rissen Stella aus ihren Träumen.

Unheimlich waren sie, diese Glocken, wie zu Zeiten der Inquisition. Die armen Delinquenten in ihren hohen, spitzen Ketzerhüten, die zum Autodafé gekarrt wurden, umringt von einer johlenden Menge. Fratzengesichter wie auf einem Goyagemälde.

Und wenn sie nun die Tarta de Santiago zubereiten würde für *Ihn*, um sich für die Demütigungen aus einer längst vergangenen Zeit zu rächen?

Stella erwachte beim Klang der Glocken wie aus einer Starre.

Nein. Keine Rache.

Ein ganz anderes, aus der Mode gekommenes Wort drängte sich in ihr Bewusstsein.

Verzicht. Verzicht auf Rache.

Dies war eine Pilgerreise.

Stella dankte Tante Agnes für das mysteriöse Geschenk. Das Geschenk einer Unfrommen an eine andere Unfromme. Und mit einem Gefühl der Leichtigkeit, der Befreiung wie von einer tonnenschweren Last, ging sie mit einem Lächeln langsam zurück in ihr Hotel.

*Die Autorin möchte Heidi und Ernst Klungler für Hinweise zu Galizien danken.*



# Tarta de Santiago wie auf dem Pilgerweg

## Zutaten:

- 200 g Butter, zimmerwarm
- 200 g Zucker
- 500 g Mandeln, gemahlen
- 6 kleine Eier
- Bittermandelöl
- 1 Prise Salz
- etwas Öl für die Backform
- Puderzucker nach Belieben

## Zubereitung:

Arbeitszeit: ca. 45 Min.

Den Ofen auf 150 °C vorheizen. Die weiche Butter schaumig rühren. Abwechselnd Zucker und Eier unterrühren. Salz und Bittermandelöl zugeben. Zuletzt die gemahlenen Mandeln unterrühren. Eine Springform (ca. 26

cm) leicht mit Öl ausfetten, den Boden und den Rand mit Backpapier auslegen. Den Teig einfüllen und glatt streichen. Ca. 1 Stunde backen. Die Torte mit einem Holz- oder Metallspießchen anstechen, bleibt keine Masse daran haften, ist die Torte fertig. Die Torte aus dem Ofen nehmen und in der Form auskühlen lassen.

Die Schablone in Form eines Jakobsschwertes aus festem Papier ausschneiden, auf die Mitte der Torte legen und die Torte mit Puderzucker bestreuen. Die Schablone entfernen und die *Tarta de Santiago* genießen.

## *Raoul Biltgen* **Rompeculos**

Nun steht er da, nackt, das Meer vor sich und den frischen Wind am Genital, und beißt herzhaft in eine noch lauwarme *croqueta de puchero*. Selbstgemacht. Lecker. Und er kaut mit offenem Mund und er schmatzt und es schert ihn nicht, denn es ist niemand da, dem das nicht passen könnte. Hugo hat die *playa del rompeculos* ganz für sich. So wie geplant. Oder eher erhofft. Wer geht schon an einem 2. Januar an den Strand? An einen Strand, zu dem man nicht einfach mal schnell schnell hinkommt. Abgelegen und ruhig und er kann tun und lassen, was er will. Gut, dass er sich den 2. Januar ausgesucht hat und nicht, wie eigentlich mal gedacht, den 1., denn am herumliegenden Dreck ist zu erkennen, dass wohl doch einige die Abgeschiedenheit am Meer genutzt haben, um zum Jahreswechsel ihre Glückstruben zu schlucken. Und vieles andere. Doch die sind längst wieder zuhause oder arbeiten oder schlafen ihren Kater aus oder sie tun, was auch immer sie tun, ihm ist das egal.

Die *croquetas* hat Hugo selbst gemacht aus den Resten des *puchero*, den er mit ein paar Freunden zu Silvester gekocht und gegessen hat. Auf die zwölf Trauben haben sie verzichtet, dafür lagen das Fleisch und die Kichererbsen zu schwer im Magen, sie hätten es sowieso nicht innerhalb der zwölf Glockenschläge geschafft. Nächstes Mal. Nächstes Jahr.

Und noch ein Grund fällt ihm ein, warum es gut war, heute erst zu kommen: Es ist warm. Für Anfang Januar

sogar sehr warm, 18 oder 19 Grad, schätzungsweise, und die Silvesternacht war doch eher frostig-kalt.

Seine Finger sind fettig, nachdem er die dritte *croqueta* vertilgt hat, und er hat nichts, woran er sie abwischen könnte, Serviette vergessen. Seine Kleider liegen neben ihm auf seiner Tasche am letzten Ende des Holzsteges, der zwischen den Felsen zum Strand führt. Durch die Spalte des aufgerissenen Arsches, dem der Strand seinen Namen verdankt. Eigentlich beginnt der Nudistenbereich erst 500 Meter weiter links, doch da er ja allein ist ...

Wobei er zugeben muss, dass er sich schon oben in den Dünen ausgezogen hat, bevor er überhaupt wissen konnte, ob sein Plan aufgehen, seine Hoffnung sich erfüllen würde. Vielleicht ist es ihm ja egal. Dann hätte er eben mit geschlossenem Mund und ohne Schmatzen gekaut, aber ob jetzt irgendwer sein Gemächt sieht oder nicht, das kümmert ihn nicht. Oder vielleicht doch. Vielleicht hat er ja sogar insgeheim, vor sich selbst geheim, darauf gehofft, dass jemand ihn sieht. Vielleicht kommt in diesem kleinen Detail der Exhibitionist in ihm durch, den er sich nicht zugestehen will, weshalb er an einem 2. Januar statt an einem 1. gekommen ist, um nackt da rumzustehen. Und weshalb er überhaupt noch da steht und mit den Fingern ein paar Fleischreste zwischen den Zähnen hervorpult, statt weiterzugehen bis dahin, wo er auch legal nackt sein darf. Denn, ja, das ist klar, er ist gerne nackt. Und das hat durchaus erotische Gründe. Es macht ihn an, wenn die kalte Luft ihn umweht und eine Gänsehaut sich über den ganzen Körper legt, dann ist nur eines warm, und das ist zwischen seinen Beinen. Und da macht er sich durchaus nichts vor: Er ist hierher gekommen, um das neue Jahr für ihn mittlerweile schon traditionell mit einer kleinen Onanie unter freiem Himmel zu begrüßen.

Hugo ist durchaus kein Perverser, sicher nicht, im Grunde ist es doch recht harmlos, wenn man einmal im Jahr sowas tun will, und selbst wenn er vielleicht darauf

hofft, dabei beobachtet zu werden, so hätte er sich wahrlich andere Ortschaften aussuchen können, wo die Wahrscheinlichkeit dazu größer gewesen wäre. Der exhibitionistische Anteil in ihm ist also doch nur ein geringer.

Möglicherweise ist ja der Teil in ihm größer, der seine Phantasie beflügelt. Jedes Jahr aufs Neue. Wo es nämlich nicht nur darum geht, dass er vielleicht oder vielleicht auch nicht von irgendwem beobachtet wird, sondern dass jemand anderes da ist, dem es ebenso geht, und dass dieser Andere eine Andere ist, der es ebenso geht, die nackt ist und allein und hofft, nicht alleine nackt zu sein.

Und vielleicht ist es sein ehrgeiziger Teil, der der größte ist, denn nicht nur hat er gleich drei *croquetas de puchero* in sich gestopft, und die sind alles andere als leichte Kost, auch beinhaltet sein Vorhaben das Steigen ins kalte Atlantikwasser, um sich dort einen runterzuholen. Und die gegebene Wassertemperatur in dieser Jahreszeit macht dieses Bestreben alles andere als einfach. Weshalb er nun auf seinem Weg über den Sand zum Meer schonmal Hand anlegt, um ein wenig vorzuarbeiten, und mit aller Kraft seiner Phantasie freien Lauf lässt, und wenn die mal läuft, dann läuft sie unaufhaltsam und schnell und trotzdem ist das Wasser sehr kalt an seinen Füßen, da er in die letzten Ausläufer der Wellen tritt. Deshalb jetzt nicht stehenbleiben, das ist der größte Fehler, den man machen kann, weiter gehen, immer weiter, und nicht daran denken, dass nun schon die Knöchel vom eiskalten Wasser bedeckt sind, die Waden und Schienbeine, die Knie und die Oberschenkel, Schritt für Schritt weiterwaten und an die nackten Frauen denken, die warme Hände haben und warme Körper, auch wenn es schmerzhaft kalt ist, und nun sind die Wellen schon so hoch, dass sie seinen Penis erreichen, den er in seiner rechten Hand hält, das Meer ein Mund, der einen Eiswürfel gelutscht hat, doch ihm schießt nur durch den Kopf, dass seine Finger immer noch fettig

sind. Das Schlimmste ist wie immer der Bauch, da muss er die Zähne fest zusammenbeißen und die Augen zu und weitergehen, gegen das schwere Wasser ankämpfen, sobald die Brust erreicht ist, ist es besser, nur noch ein paar Schritte, ein paar nur, dann steht ihm das Wasser bis zum Hals, wenn er den Meeresboden gerade noch mit den Zehen berührt, und er kann loslegen.

Doch da berühren seine Zehen etwas anderes als Sand. Und es ist auch kein Stein. Es ist auch keine Alge. Es fühlt sich an wie toter Fisch. Obwohl er noch nie auf einen toten Fisch getreten ist. Wie ein großer toter Fisch. Ein Delphin vielleicht. Er schaut hinunter und erkennt einen Umriss, anderhalb, vielleicht zwei Meter lang, der eindeutig etwas Fischiges an sich hat, bläulich grau, schuppig und blond.

Blond?

Die blonden Haare des blauen Fisches, auf dem er gerade steht, verfangen sich zwischen seinen Zehen, und er denkt sich, dass da doch was nicht stimmen kann.

Er bemerkt, dass er die ganze Zeit seinen Pimmel, der sich der Kälte und der Ablenkung entsprechend zurückgezogen hat, mit beiden Händen hält, wie wenn es gefährlich werden könnte, wie wenn dieses Fischungetüm, ihm etwas antun könnte.

Und dann lässt er los und holt tief Luft und taucht unter und tastet nach dem leblosen Körper und versucht, die Arme zu finden, die Achseln, um ihn daran hochzuziehen, was nur unter schwerstem Kraftaufwand möglich ist. Doch da er ihn einmal angehoben hat, geht es besser und ohne stehenzubleiben zerrt er den Körper durch das Wasser an Land. Und lässt ihn schwer fallen. Und versucht, wieder zu Atem zu kommen. Und sieht sie vor sich, die tote Meerjungfrau, blond und barbusig und fischbeschwanzt. Und er weiß, dass es keine Meerjungfrau sein kann, denn Meerjungfrauen können nicht ertrinken. Andererseits hat er ja keine Ahnung, ob diese Frau ertrunken ist oder nicht, also könnte es sehr wohl eine Meerjungfrau sein. Da

gluckst auf einmal ein Schwall zähflüssigen Schleims aus einer sich über den Hals ziehenden Wunde, die er bis dahin nicht bemerkt hatte. Das Blut stinkt. Irgendwer hat der Meerjungfrau die Kehle durchgeschnitten. Vielleicht war es ja ihr Vater, der Wassermann, der nicht wollte, dass sie immer so nah am Strand rumschwimmt, wo sie die nackten Männer beim Baden beobachten kann. Aber der Nacktbadestrand ist weiter weg. Und es gibt keine nackten Männer. Bis auf ihn. Und was soll eine Meerjungfrau mit einem nackten Mann, wenn sie doch nur einen Fischunterleib hat? Wie begatten sich Fische? Er weiß es nicht und ihm fällt auch nicht mehr ein, wie das war in diesem Märchen, wo die Meerjungfrau Beine bekommen hat und an Land gegangen ist. Aber das heißt also, sie können durchaus etwas mit einem menschlich-männlichen Penis anfangen oder ...

So war das nicht geplant und nicht erhofft und für einen kurzen Moment ist Hugo sich nicht sicher, ob es seine Phantasie ist, die ihm hier einen ganz ganz üblen Streich spielt, oder ob es ihm ergeht wie den armen Männern, die ausgehungert und müde und am Ende ihrer psychischen und physischen Kräfte nach dem spanischen Bürgerkrieg nach Hause kamen, wo ihre Frauen es gut meinten und ihnen einen *puchero* zubereiteten, der ihnen wieder Kraft geben sollte und ihnen auch besonders gut schmeckte, aber so schwer war, dass ihre schwächlichen Körper nicht damit umgehen konnten und ihre Mägen platzten, und ihre Frauen, die sich zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse ins ausgeliehene Seidennegligée gezwängt hatten, sie sicher nicht vor Lust wimmernd vorfanden und nichts mehr tun konnten, als den Pfarrer zu holen, der ihnen die letzte Ölung verpasste. Und wenn sie nicht schon tot gewesen wären, sie hätten wohl im Delirium und mit dem letzten Atemzug »nur nichts Fettiges, Herr« gestöhnt. Und auf dem Grabstein stand nicht, dass er als Held im Feld gefallen war.

Aber nicht er ist tot, sie ist es. Und nicht an einem zu gut gemeinten *puchero* ist sie gestorben, sondern an einem Schnitt von Ohr zu Ohr.

Wirklich nur sehr kurz schießt ihm die Frage durchs Hirn, ob ihn die Barbusigkeit der toten Meerjungfrau in irgendeiner Weise anmacht. Viel mehr wundert es Hugo, dass die *croquetas* sich nicht wieder gemeldet haben, denn so ist es doch im Fernsehen, wenn Menschen eine Leiche finden, dann kotzen sie erstmal. Er nicht. Und schließlich die Frage, was er nun zu tun hat.

Als er den Blick endlich von den Brüsten oder dem offenen Hals der Meerjungfrau löst, um sich umzuschauen, wenn auch hilflos, denn was will er am menschenleeren Strand schon finden, was ihm in einer solchen Situation weiterhelfen könnte?, wird die Frage ganz anders beantwortet, als er es sich gedacht hätte. Denn da steht wer. Stand der schon die ganze Zeit da? Keine Ahnung, gehört hat er ihn nicht, und als er die Meerjungfrau aus dem Wasser gezogen hat, drehte er dem Strand den Rücken zu. Er beschaut sich den Mann, der da steht und ihn beschaut. Der Mann ist nackt. Aber der Nudistenstrand ist weiter drüben, hätte Hugo jetzt gerne gesagt, aber das wäre dann doch etwas fehl am Platz gewesen. Und der Mann hält in seiner linken Hand ein schwarzes Etwas, das ein abgestreifter Neoprenanzug sein könnte. Und in der rechten hält er ein großes Messer, wie es die Taucher gerne an der Wade tragen. Um die bösen Haie abzuwehren und sich aus dem unerbittlichen Griff der Riesenmeeresmuscheln zu befreien, in die sie tolpatschig getreten sind. Oder um Meerjungfrauen die Kehle durchzuschneiden, auch möglich.

Der Taucher sagt: »Hat denn das jetzt sein müssen?«

»Bitte was?«, fragt Hugo zurück.

»Sie da rauszuschleppen.«

»Entschuldigung«, sagt Hugo.

»Wie hast denn das gemacht?«, fragt der Taucher.



»Wie jetzt, wie hab ich das gemacht? Ich hab halt dran gezogen.«

»Und der Stein?«

»Welcher Stein?«

»Der Stein, den ich draufgelegt hab, damit sie nicht wieder hochkommt.«

»Ich hab keinen Stein bemerkt.«

»Der war groß, der Stein.«

»Trotzdem habe ich ihn nicht bemerkt.«

»Das geht gar nicht, dass man den nicht bemerkt, so groß war der.«

»Obwohl, ja, am Anfang, da hab ich echt fest ziehen müssen, und dann auf einmal ging es viel leichter. Vielleicht ist er da abgerutscht, der Stein.«

»Und du hast dir nicht gedacht, dass da vielleicht wer absichtlich einen Stein drauf gelegt hat, und dass man dann den Stein vielleicht mal lieber drauf liegen lassen sollte, nein?«

»Nein.«

»Na, das ist ja mal wieder typisch.«

Obwohl es ihm auf der Zunge liegt, verkneift Hugo sich das »typisch wofür?«, und hält kurz mal die Klappe, um sich der Situation bewusst zu werden, in der er sich gerade befindet. Zwei nackte Männer streiten sich darüber, ob der eine den Stein, den der andere auf eine Meerjungfrauenleiche unter Wasser gelegt hat, hätte auf der Meerjungfrauenleiche unter Wasser liegen lassen sollen oder nicht. Doch dieses Innehalten hätte Hugo mal lieber bleiben lassen sollen, denn die kurze dadurch entstandene Pause hat der Taucher nicht nur dazu genutzt, näher zu kommen, nein, wohl auch um festzustellen, dass diese Diskussion irgendwie nicht wirklich zielführend ist, weshalb er das Thema wechselt und sagt: »Lecker, deine *croquetas*. Was hast denn da alles reingemacht?«

»Du hast meine *croquetas* gegessen?«

»Da lag eine herrenlose Tasche und da hab ich reingeschaut und ja.«

»Und dass die wem gehören, das hast du dir nicht gedacht? Dass die vielleicht dem nackten Mann gehören, der gerade im Meer badet, und dessen Klamotten auf der Tasche liegen?«

»Ich habe keinen nackten Mann gesehen, der im Meer badet.«

»Hallo.« Hugo deutet auf sich.

»Ach, du meinst den nackten Mann, der ins Meer gewankt ist, um dort zu masturbieren, ja, doch, den habe ich gesehen.«

»Und hast seine *croquetas* gegessen.«

»Die sind lecker.«

»Das weiß ich, dass sie lecker sind, ich habe sie ja selbst gemacht.«

»Und was hast du reingemacht? Ich krieg die nie so hin.«

Jetzt reicht es Hugo dann doch und er wird laut: »Du willst ganz ehrlich wissen, was ich in ein *puchero* gebe, während wir hier neben einer toten Meerjungfrau rumstehen?«

Das scheint den Taucher zu irritieren, er schaut sich die Meerjungfrau an. »Ach so, die meinst du. Das ist keine echte Meerjungfrau.«

»Das ist mir klar.«

»Stimmt, du hast recht, die sollte nicht hier einfach so rumliegen. Und da du sie rausgeschleppt hast, wirst du sie auch wieder dahin zurückbringen, wo du sie her hast.«

»Geht's noch?«

»Wenn es nach mir ginge, müssten wir diese Unterhaltung jetzt nicht führen. Also los.«

»Tu's doch selber.«

»Hab ich schon. Jetzt du.«

»Nein.«

»Doch.« Und mit diesem Wort hebt der Taucher die rechte Hand, in der er das Messer hält, und führt die

Klinge langsam an Hugos Körper entlang nach oben. An Hugos nacktem Körper, wohlgemerkt. Und seltsamerweise ist das irgendwie beruhigend, denn auf einmal entsteht doch noch etwas, das der Gesamtsituation zumindest ein wenig mehr entspricht. Wenn man denn dem Fernsehen Glauben schenken darf. Aber das hat sich ja auch schon mit dem Kotzen geirrt.

Weshalb Hugo jetzt vollkommen fernsehreif reagiert, erstaunt über die stark behaarte Schulter des Tauchers hinwegschaut, mit dem rechten Arm zeigt und laut »Oh nein« ruft.

Darauf dreht sich der Taucher um, und Hugo ergreift die Gelegenheit, zu laufen.

Wohin?

Weg.

Wo ist weg?

Überall, wo nicht der Taucher mit seinem Messer steht.

Also einfach mal der Nase nach.

Und ja nicht umblicken, das kennt man ja, wer sich umblickt, hat schon verloren. Wenn sich die Fahrradfahrer der *Vuelta*, die sich durch die Pyrenäen kämpfen, umblicken, wo die Konkurrenz lauert, ist das immer ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie hoffen, einen großen Vorsprung auf besagte Konkurrenz zu haben, denn sie haben nicht mehr die Kraft, besagten Vorsprung noch lange zu halten, geschweige denn zu vergrößern. Davon abgesehen stolpert man nur allzuleicht über ein Schwemmholz oder rutscht über eine sich in der Sonne aalende Qualle und fliegt mit dem Gesicht nach vorn in den Sand, der natürlich genau da steinhart ist, weil er nass ist, und dann ist es nicht besonders gut, auch noch nackt rumzurennen, denn das tut weh, so ein zwischen Sand und Steinen und Muscheln und Oberschenkel dahinschrubbender Penis, da kann die Nase so viel bluten, wie sie will.